

# GESCHICHTEN ZUM MEER

*MEER PLASTIK!*

*Häkeln für den Umweltschutz*

*ein Sonderprojekt vom Lehrstuhl Creative Writing*

*initiiert von Prof. Doris Dörrie*

© 2019 HFF München



*Die Geschichten in dieser Sammlung  
können Sie auch online als Hörspiele abrufen.*

*Folgen Sie dazu einfach dem QR-Code Link  
neben dem Titel der jeweiligen Geschichte.*

# INHALT

SCHMUTZIGE FÜSSE – Lukas März	4
DAS PLASTIK DER FEINEN LEUTE – Lavina Stauber	8
PASSAGIER – Berthold Wahjudi	13
MEERESRAUSCHEN – Yuko Kuhn	22
KOHLE UND KORNKREISE – Melissa Byrne	24
SPAGHETTI VONGOLE – Sophie Averkamp	27
QUALLE IM KOPF – Moritz Schlöggell	31
MEER PLASTIK – Thomas Rösing	35
BEGEGNUNG MIT DEM MEER – Zachau & Distenfeld	36
DURST ODER: DIE PLASTIKFLASCHE – Viola Schmidt	38
SCHWÄBISCHES MEER – Carolina Zimmermann	43
DAS JAPANISCHE MEER – Yuko Kuhn	46
LITTER – Lukas März	49
DIE PUBERTÄT UND DAS MEER – Sophie Averkamp	55
MEHR MEER IN DER STADT – Lavina Stauber	57
STROM DES BEWUSSTSEINS – Karla Other-Schäfer	63
DAS MEER IN UNSEREN OHREN – Jette Mehlberg	66
INSELFREUNDSCHAFT – Julien Hebenstreit	71

# SCHMUTZIGE FÜSSE

*Lukas März*



Meine Mutter packte Handtücher ein. Stapelweise, als müssten wir damit ein ganzes Meer trocken legen. Wenn ich abends ins Bett ging, würde sie noch lange vor dem Fernseher knien und Koffer packen. Der Italienurlaub war jedes Jahr eine systematische Flucht. Ein Ausbruch aus dem Alltag ins Paradies. 10 Stunden ging es mit all den Handtüchern in ein Auto gepresst in Richtung Süden. Und dort lag man dann zwei Wochen lang jeden Tag acht Stunden am Strand. Ich las all meine Michael-Ende-Bücher. Mein Vater bekam einen Sonnenbrand. Und am Ende beschwerte man sich, dass man viel zu früh zurück nachhause musste. Und nicht hier bleiben konnte, am Meer.

Es gab viele Regeln in diesem Sommerurlaub-Ritual, die stets genau befolgt werden mussten: Mein Bruder aß jedes Jahr einmal Penne Arrabiata, die so scharf waren, das er weinte. Mein Vater lieh sich jedes Jahr ein Surfbrett, und stellte fest, dass er nicht mehr so agil war wie früher. Und meine Mutter kaufte jedes Jahr beim Handtuchhändler. Die ikonischen Rufe der afrikanischen Strandverkäufer kannten wir Kinder

auswendig und ahmten sie schon im Auto nach: Der „Gelato“-Mann, der einen gelben Wagen auf Panzer-Rädern vor sich herschob. Der „Coco bello“-Mann, der Kokosnuss-Stücke verkaufte, die er immer wieder mit Wasser aus einer durchlöcherten Plastikflasche benetzte, damit sie bei 40° August-Hitze nicht austrockneten. Der „billige billige Jakob“, der Sonnenbrillen, Feuerzeuge und die bunten Plastik-Bälle für unsere Sand-Kugelbahnen verkaufte. Der Chinese im Polohemd mit der Kunstleder-Mappe voller gefälschter Luxus-Uhren. Der Mann im afrikanischen Gewand, der Trommeln mit sich herumtrug, die nie jemand kaufte. Sie alle stapften den ganzen Tag durch den Sand, der so heiß war, dass ich mir mit Wasser aus einer Gießkanne meinen Weg zum Meer abkühlte. Die meisten von ihnen waren barfuß, einige trugen billige Sandalen, alle hatten schmutzige Füße.

Als gelangweilte Kinder bettelten wir natürlich ständig, ob wir bei den Händlern nicht etwas kaufen könnten. Aber nur der Handtuchhändler kam jedes Jahr mit uns ins Geschäft: Ein kleiner, mittelalter Nordafrikaner mit Schnurrbart und Schirmmütze, der ein riesiges Bündel ordentlich gefalteter, bunter Strandtücher über der Schulter trug, das wahrscheinlich schwerer war als er selbst. Wenn man ihn heran winkte, ließ er das schwere Bündel in den Sand fallen und breitete seine Ware aus. Meine Mutter kaufte jedes Jahr mindestens ein neues Handtuch. Ich glaube, um wenigstens 1,5

Quadratmeter Urlaub mit zurück in den öden Alltag nehmen zu können. Manchmal kaufte sie auch zwei oder drei als Mitbringsel für Freunde oder Verwandte, denn sie schwor darauf, dass es nirgendwo bessere Handtücher gab, als bei diesem Handtuchhändler. Weil der Handtuchmann sie inzwischen kannte, konnte sie sich auch Muster wünschen, die er gerade nicht dabei hatte. Dann verschwand er für zwanzig Minuten und kam mit dem gewünschten, in Plastik eingeschweißten Tuch zurück.

Der Handtuchhändler war unermüdlich. Morgens, wenn wir an den Strand kamen, war er meistens schon da. Wenn uns Kindern zwischen Lesen und Sandburgen-Bauen besonders langweilig war, bettelten wir bei unserem sonnenverbrannten Vater, dass er mit uns zu den Kletterfelsen gehe, die die Küste hinab den Strand begrenzen. Der Weg dorthin kam uns unglaublich weit vor, man ging bestimmt zwanzig Minuten lang vorbei an öffentlichen Stränden mit bunten Schirmen, an Hotelstränden mit einfarbigen Schirmen und an verwilderten Stränden voller Strandgut und Müll. Umso mehr erstaunte es uns, dass wir überall dem Handtuchverkäufer begegneten, der den ganzen Tag diesen Strand hinauf und hinab lief. Ich fragte mich bewundernd, wie man nur so weit laufen konnte. Nur mittags sahen wir ihn manchmal auf einem der Tretboote sitzen, die der Salvataggio vermietete, und eine Zigarette rauchen. Er sah erschöpft dabei aus. Wenn der Himmel rosa

wurde und wir unsere Handtücher zurück in die Strandtasche packten, versuchte er noch immer seine Ware anzubieten.

Abends mussten wir uns im Ferienhaus im Bidet ganz besonders gründlich die Füße waschen, damit wir keinen Sand mit ins Bett trugen. Ich habe mir, glaube ich, nie Gedanken gemacht, wo der Handtuchhändler zu dieser Zeit wohl war. Wo sein Paradies lag. Ich ging wahrscheinlich davon aus, dass er Tag und Nacht den Strand hinauf und hinunter lief.

Am Tag der Abreise wurde jedes Jahr ein Handtuch mehr zurück in den Koffer gepackt. Alle waren wir traurig, dass wir nicht hier bleiben konnten. Zurück in unseren Wagen gepfercht sahen wir am Rand der Straße, die hinter den Pinienwäldern, parallel zum Strand verlief, ein altes, rostiges Auto parken. Es war bis zur Decke voll mit säuberlich gefalteten Handtüchern. Und zwischen all die Handtücher gepresst lag der Handtuchverkäufer und schlief, barfuß, mit schmutzigen Füßen. Wir mussten heim fahren, nur mit einem Handtuch als Erinnerung. Er durfte hier am Meer bleiben.

# DAS PLASTIK DER FEINEN LEUTE

*Lavina Stauber*



Servietten sind die Plastikverpackungen der feinen Leute. Sie sind hübsch, sie sind bunt und sie passen sich wie einem Chamäleon jedem Anlass an. Als ich kleiner war, wurde ich dafür belohnt, wenn ich sie faltete, wenn ich sie aussehen ließe, als seien sie etwas unschuldig Natürliches wie ein Schwan, ein Schmetterling, ein Fisch. Ich bekam pro Serviette eine kleine Tüte Gummibärchen. Die Sorte Tüte, die man nur in einer großen Tüte erwerben konnte.

Auf der Grillparty meiner Tante wird damit geprahlt, wer wie oft in einen Unverpackt-Laden geht. Meine Cousine hält den Rekord. Sie hält auch den Rekord im Recyceln der Apfelmusgläser aus dem Supermarkt. Ihr Instagram-Account hat 1'458 Follower. Sie nennt sich „app(cyc)el“. Aber auch sie kauft die Bananenchips in Plastikverpackungen und füllt sie dann in ihre schicken Gläser um, damit in ihrem Regal eine optisch nachhaltige Einheit entsteht.

Der Freund meiner Schwester trägt nur Second Hand. Sagt er. Kiloweise kauft er seine Klamotten auf Flohmärkten und hippen Berliner Undergroundshops, nur um sie dann daheim

mit dreifacher Menge Waschmittel in seiner First Hand Waschmaschine mit integriertem Trockengang doppelt zu reinigen. Immer wenn wir uns zur Begrüßung umarmen, stinkt er nach einer vollen Laden Hygienespray.

Während mein Onkel mit seiner Tochter das regionale Bio-Steak, den Grillkäse und die selbstgesteckten Gemüsespieße aus Zeltplanen von Alufolie bereift und in durchdachter Ordnung auf den Grill legt, führen sie ein Gespräch über die Nachhaltigkeit des Hopfenanbaus in Oberschwaben. Ich kann dem Gespräch nicht lange folgen, zu oft werfen sie mit Anglizismen um sich, die in meinen Ohren doch nur immer wieder ein und dasselbe bedeuten.

Da ist der goldgelbe Zwergpudel meiner Tante doch die angenehmere Gesellschaft. Ehrlich erfreut springt er in kleinen Sätzen in die Luft, als ihm sein geliebter hölzerner Fressnapf gebracht wird. Seit wenigen Wochen isst er vegan. Nachdem meine Tante in einer Zeitung von einer Studie gelesen hat, darf ihr kleiner Schützling noch nicht einmal in die Nähe des Fleischfaches in ihrem Kühlschrank. Sein Trinkwasser wird deswegen neuerdings abgefüllt in der Zoohandlung gekauft, damit sein Mineralstoffhaushalt ausgeglichen ist. 1 Euro für einen Liter Wasser aus dem Tetra-Pack direkt aus dem Himalaya. Dafür ist sein Halsband aus fair gehandelter Biobaumwolle.

Für den heutigen Anlass hat meine Tante gläserne Strohhalm in ihren Haushalt eingeführt. Ganz schick glänzen sie in der Sonne und reflektieren die Farben der Pappeschirmchen in den alkoholfreien Cocktails. Auch die Kleinen unter den Gästen ziehen ihre Saftschorlen aus Plastikflaschen durch diese neuen, Plastik-freien Ersatz-Strohhalm.

Mein kleiner Bruder hat seit drei Tagen ein Kaninchen. Es gab jede Menge Geschrei, weil er es mit auf die Grillparty meiner Tante nehmen wollte. Er durfte stattdessen einen Plüschhasen mitnehmen, der meiner Schwester und meiner Cousine seit 20 Minuten als Streitgrundlage dient:

Es geht um umweltfreundliche Kosmetik ohne Tierversuche. Denn seit drei Tagen ist das das neue Herzensprojekt meiner Schwester. Sie hat ihren gesamten Kosmetikkvorrat aussortiert und für satte 320,99 Euro neu bestückt. Sie benutzt sogar wiederverwendbare Abschminktücher und kompostierbare Seife. Stolz zieht sie ihren recycelten MakeUp-Lappen aus ihrem Jutebeutel und präsentiert ihn meiner Cousine. Dass sie für ihr heutiges Augenfinishing acht Wattestäbchen verwendet hat, spart sie in ihrer Erzählung aus.

Obwohl mein Vater 150% der Woche arbeitet, kocht er wieder selbst und wird dafür von der ganzen Familie beklatscht. Er

kocht sich sogar seine Mittagssnacks für die Arbeit ein. Nur den Iced Acai Latte Shake nimmt er immer noch to go. Sein Geheimnis dahinter ist eigentlich keines, auch wenn er es jedem, der danach fragt, als solches verkauft. Er hat einfach ein Abo bei einem dieser super freshen Kochbox-Anbietern abgeschlossen und erhält jeden Mittwoch einen Karton perfekt für das jeweilige Gericht abgefüllter Lebensmittel. Da sind dann die 30ml Kokosmilch für das Curry in der Mini-Verpackung des Transportes wegen zweifach eingeschweißt.

Ich bin auch ziemlich stolz darauf, dass ich kein Auto habe und alles mit dem Rad erledige. Aber sonntags bestelle auch ich Sushi, mein Smartphone ist kein Jahr halt und meine Zahnbürste elektrisch. Ich gehe mit Stoffbeutel zum Einkaufen und kaufe Plastiktüten für den WG-Mülleimer, poste aber nur das Erdnussmus ohne Zuckerzusatz in meiner Story.

In meiner Familie ist nur das offensichtliche Plastik aus der Bildoberfläche verschwunden, das Plastik, das am lautesten nach Umweltverschmutzung schreit. Unser Plastik tarnt sich hinter den Zimmerpflanzen und den Bastkörben für Klopapierrollen. Unser Plastik ist das Plastik der feinen Leute.

Die einzige Person, die sich aus der ganzen Prahlerei heraushält ist meine Oma. Meine Oma hat sich schon immer nur mit Waschlappen gewaschen, Einmachgläser sind seit 50

Jahren ihre bevorzugte Vorratshaltung und als sie so alt war wie ich heute, da gab es ohnehin keine Taschen aus Erdöl. Man kochte regional und saisonal nicht der virtuellen Freunde wegen, sondern weil es undenkbar war, Erdbeeren auch im Winter anzubauen. Schließlich hatte man seinen Gemüsegarten im Hinterhof.

Und die Servietten, die ich, als ich klein war, so gerne faltete, die waren und sind bei Oma seit Jahrzehnten die immer selben, beigen Servietten aus Leinen. Unsere Servietten sind die Plastikverpackungen der feinen Leute.

# PASSAGIER

*Berthold Wahjudi*



Ich war neun Jahre alt als meine Oma starb. Ich hatte an dem Tag ein Fußballspiel. Mein Vater nahm mich in der Halbzeitpause diskret beiseite und teilte mir mit, dass Mama ihn aus dem Krankenhaus angerufen habe. Ich habe daraufhin in der zweiten Halbzeit ein Gegentor verschuldet. Das Weinen habe ich mir verkniffen, bis ich unter der Mannschaftsdusche stand. Mit dem Rücken zur Wand, damit niemand meine Tränen sehen konnte, während meine Mannschaftskameraden sich hinter mir aus Jux anpinkelten und kreischten.

Mein Vater kommt aus Indonesien. Dort glauben manche Leute, dass wenn jemand stirbt, sein Geist für 40 Tage auf der Erde bleibt um den Hinterbliebenen Streiche zu spielen. Nach dem Tod meiner Oma haben wir ihren kastigen Opel Vectra geerbt, der immer noch nach ihrem süßlichen Karstadt Parfumerie roch. An dem Tag ihrer Beerdigung fing plötzlich der Blinker des Autos an verrückt zu spielen. Statt tick tock tick tock tick tock, machte der dann ganz schnell tick tick. Jedes Mal wenn das passierte, musste ich an einer roten Ampel schnell aussteigen und von außen dem Blinklicht einen kräftigen Klaps geben, damit er wieder

aufhörte zu blinken. Mein Vater sagte dann immer: "Das ist Oma, die möchte nur gestreichelt werden." Und tatsächlich, genau 40 Tage nach ihrem Tod funktionierte der Blinker wieder einwandfrei.

Ich muss an diese Geschichte denken, denn auch jetzt stehe ich wieder unter der Dusche. Fast 20 Jahre später, aber dieses Mal habe ich es nicht geschafft mir die Tränen zu verkneifen. Vor versammelter Mannschaft habe ich geheult und mich damit zum Affen gemacht. Jetzt dusche ich schon seit fast vier Tagen ohne Pause, um ihnen aus dem Weg zu gehen. Wenigstens muss ich dabei kein schlechtes Gewissen wegen Wasserverschwendung haben. Ich befinde mich auf einem Containerschiff. Das Duschwasser kommt aus dem Meer. Es wird an dem Schiffsmotor aufgeheizt. Es ist zwar gefiltert, aber das warme Wasser, dass ich mir durch Mund und Nase laufen lassen, schmeckt immer noch salzig. Nicht salzig wie Meerwasser. Aber zumindest salzig wie Nudelwasser.

Ich fahre von Hamburg über Liverpool nach New York. Weil ich aus Umweltgründen nicht fliegen wollte. Und weil mein Cousin bei einer Reederei arbeitet und mir den Platz auf dem Schiff besorgt hat. Es kostet mich nur 7 US-Dollar am Tag. 7 Dollar, das sind die Kosten, die der Reederei für meine Tagesrationen anfallen. Die Besatzung des Schiffs besteht aus sieben deutschen und holländischen Offizieren und weiteren

acht Crewmitgliedern aus Indonesien. Nun ja, zumindest waren es noch acht als wir in aus Liverpool ablegten. Jetzt sind es ebenfalls nur noch sieben.

Ich teilte mir eine Kajüte mit dem Koch des Schiffes. Sein Name war Atot. Er kam aus Aceh und verstand sich nicht besonders gut mit dem Rest der indonesischen Crew, die allesamt Javaner waren. Er war ein besonders schwächlicher Mann, ich habe ihn nie sein eigenes Essen essen sehen. Stattdessen sah man ihn jede freie Minute auf dem Deck, eine seiner Nelkenzigaretten rauchend. Der süßliche Nelkenduft hing immer noch in einem Raum auch wenn er ihn schon vor Stunden verlassen hatte. Und jetzt, obwohl er schon zehn Tage tot ist, scheint der Duft sich immer weiter auszubreiten. In unserer Kajüte ist es besonders schlimm. Der Gestank macht meine Seekrankheit noch schlimmer. Der einzige Ort, wo ich mich vor ihm verstecken kann, ist die Dusche. Aber egal wie viel ich dusche, ich werde den Geruch nicht los.

Die Geschichte von Atots Tod ist erst einmal gänzlich unspektakulär. Gegen eine kleine Bestechung von umgerechnet 150 US-Dollar haben die indonesischen Behörden ein Auge zugeknipst und Atot trotz seiner dreifachen Bypass-Operation bei der Gesundheitsinspektion als seetauglich eingestuft. Obwohl Atot schon über 60 ist, hatte er keine andere Wahl als wieder arbeiten zu gehen. Er hatte bei

einem Hahnenkampf sein gesamtes Erspartes gewettet und verloren. Das Geld war für die Schulbildung seines jüngsten Kinds gedacht, das erst Wochen vorher das Licht der Welt erblickt hatte. Atots Frau gab ihm eine letzte Chance. Sie argumentierte, dass wenn er nach seinem Bypass noch fit genug war um Kinder zu zeugen, er auch fit genug sei um noch einmal in See zu stechen. Doch sein Herz machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Bei besonders hartem Seegang, nur wenige Stunden nach dem wir den Hafen von Liverpool verlassen hatten, schlug es nicht mehr badumm, badumm, badumm, sondern machte ganz schnell bumm, bumm, bumm, bumm, bumm. Atot, der diesen Rhythmuswechsel nur als scharfes Stechen in seiner Brust wahrnahm, verpasste sich mit seinem Pfannenwender einen kräftigen Klaps auf den Solar Plexus. Doch statt wieder zu seinem gewohnten Rhythmus zu gehen, hörte sein Herz gänzlich auf zu schlagen. Atot suchte noch Halt an einem Kochtopf, den er dann mit sich auf den Boden riss. Mit einem Scheppern krachte der Topf aus rostfreiem Stahl auf den Boden. Das darin enthaltene Nudelwasser vermischte sich auf den weißen Fliesen mit dem Blut aus einer Platzwunde an Atots Kopf.

Mittlerweile liegt Atot nicht mehr auf dem Küchenboden, sondern einige Meter weiter in dem Kühlraum. Er ist eingepackt in einen Plastiksack zwischen den Zutaten, mit denen er eigentlich für uns kochen sollte. Die Crew wird in New York eine längere Pause von mindestens einer Woche

einlegen müssen. Bei einem Tod auf hoher See ist eine Autopsie vorgeschrieben. Und es wird mindestens fünf Tage dauern bis Atots Körper wieder auftaut.

An dem Tag, als wir Atot in den Kühlraum legten, fing es an mit den Streichen. Zuerst war da der Nelkengeruch, den außer mir keiner zu riechen schien. Dann fing das Essen auf einmal an komisch zu schmecken. Nicht schlechter, weil der javanische Matrose, der für Atot übernahm ein durchaus fähiger Koch war, sondern komisch. Irgendwie nach Metall. Erst nach ein paar Mahlzeiten kam ich darauf, dass es der Geschmack von Blut war, der in allem lag, das wir auf dem Schiff zu uns nahmen. Milch mit Blut, Brot mit Blut, Kartoffelbrei mit Blut. Und schließlich fingen meine Sachen an zu verschwinden. Zuerst Kleinigkeiten. Meine Zahnbürste, mein Rasierer, mein Asthmaspray. Doch schließlich wichtigere Dinge. Mein Notizbuch und zwei Rollen Film auf denen ich Portraitfotos der Besatzung geschossen hatte. Mein Aberglaube war mir peinlich. Doch ich überwand mich und vorsichtig fragte ich die indonesischen Matrosen, ob sie auch daran glaubten, dass die Toten 40 Tage auf der Erde verweilten um den Hinterbliebenen Streiche zu spielen. Die Männer lachten mich aus. "Das sind doch alte Märchen. Daran glaubt schon lange keiner mehr," sagten sie.

Vor einer Woche passierte dann folgendes. Als ich mich

schlafen legen wollte, vibrierte plötzlich mein Handy. Es war eine WhatsApp Nachricht von Atot. "Assalamualaikum, Kleiner. Du musst mir helfen!" Ich schreckte hoch und stieß mir dabei den Kopf an der Decke, die dicht über meinem Stockbett hing. "Bring mir doch ein Kissen, hier in dem Kühlraum ist es so schrecklich ungemütlich." Mein Herz raste vor Aufregung. Reflexartig schaltete ich mein Handy aus in der Hoffnung, dass die Nachrichten am nächsten Morgen verschwunden sein würden. Natürlich waren sie noch da. Und über den Tag hinweg folgten immer mehr: "Bitte Kleiner, mein Nacken ist schon ganz steif!" Und: "Mein Bett ist doch jetzt frei, wozu brauchst du zwei Kissen?" Bis er schließlich wütend wurde: "Wenn du mir nicht hilfst, werde ich dich für immer heimsuchen!" Die Vorstellung jagte mir genug Angst ein, dass ich mich entschloss zu antworten: "Ich bringe es dir! Heute Nacht, wenn die anderen schlafen." Atots Geist antwortete prompt: "Heute um Mitternacht. Wenn du nicht kommst, wirst du es für immer bereuen."

Um kurz vor Mitternacht klingelte mein Handywecker. Es war überflüssig, denn ich hatte eh nicht schlafen können. An diesem Abend roch es in der Kajüte besonders stark nach Nelken. Ich schlüpfte in meine Schuhe und nahm Atots Kissen an mich. Der Flur war nur durch das Notausgangslicht beleuchtet, das auf dem Schiff rund um die Uhr anbleibt. Kurz vor der Küche, machte ich Halt. "Werde ich wahnsinnig?",

dachte ich mir. Da hörte ich aus der Küche ein leises Kichern. Das muss Atot sein! Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und drückte die Klinke hinunter. In der Küche waren alle Lichter aus. Nur aus dem Fenster in der Tür zu dem Kühlraum drang fahles, grünliches Licht. Dort liegt die Leiche. Ich musste schlucken. Vorsichtig versuchte ich mich an der Wand entlang zu tasten, um den Lichtschalter für die Küche zu finden. Plötzlich packte mich eine Hand am Handgelenk. Ich schrie. Das Licht wurde angeschaltet und blendete mir die Augen. Ich schlug wie wild um mich, doch verfehlte die Person die mich festhielt. Sie ließ mich los und ich fiel zu Boden. Schallendes Gelächter ertönte. Ich versuchte meine Augen gegen das grelle Licht aufzureißen. Um mich herum stand die gesamte Besatzung des Schiffs. Indonesische Matrosen und europäische Offiziere vereint. Alle lachten mich aus. Der Javaner, der für Atot die Küche übernommen hatte, klopfte mir auf die Schulter und zeigte mir Atots Telefon in seinen Händen. Die Crew hatte diesen Streich als kumpelhaftes Initiationsritual gemeint – alle waren in bester Laune. Doch ich musste die Stimmung leider ruinieren. Ich fing an zu weinen. Diesmal konnte ich es nicht bis zum Duschen aushalten, um meine Tränen vor den Anderen zu verstecken. Ich muss wirklich erbärmlich ausgesehen haben, so heulend auf dem Boden. Betroffen verließ ein Crewmitglied nach dem anderen die Küche und ließ mich auf den weißen Fliesen zurück.

Als ich am nächsten Morgen einen der Offiziere auf meine verschwundenen Sachen ansprach, reagierte er gereizt. Das Spiel sei vorbei, murrte er, ich solle es gut sein lassen. Auch die Indonesier taten so als hätten sie keine Ahnung wo meine Sachen waren.

Ich weiß jetzt, dass ich ihnen allen nicht vertrauen kann. Und auch dass keiner von ihnen mir glauben wird. Denn die anderen Streiche haben nicht aufgehört. Der Gestank von Nelken wurde immer beißender. Der Geschmack von Blut immer penetranter. Und dann kam dazu dieses nächtliche Hämmern. Zuerst habe ich es kaum wahrgenommen. Es hat sich kaum von dem mechanischen Ächzen und Stöhnen des Schiffs unterschieden. Doch mittlerweile ist es jede Nacht ganz nah. Es scheint aus den Wänden meiner Kajüte zu kommen. Der Rhythmus ist unverkennbar: ein Herzschlag. Zuerst ruhig und gleichmäßig. Badumm, badumm, badumm. Doch dann gegen Mitternacht immer schneller, bis es schließlich wie ein Presslufthammer unter mir pocht. Bumm, bumm, bumm, bumm, bumm, bumm, bumm, bumm. Auch heute Nacht steige ich wieder aus meinem Stockbett. Auch diese Nacht zeichnet sich wieder ein Körper unter dem Laken auf Atots Bett ab. Ich schlage das Laken zurück. Und da liegt er. Pünktlich wie jede Nacht. Atots glasige Augen starren ins Leere. "Das ist Oma, die möchte nur gestreichelt werden," höre ich meinen Vater sagen. Ich lege meine Hand behutsam auf seine Stirn. Sie ist eiskalt.

Der pochende Herzschlag beruhigt sich wieder. Badumm, badumm, badumm. Bis er sich schließlich wieder in die Wände verzieht und zum Teil des mechanischen Ächzen und Stöhnen des Schiffs wird. Ich lege das Laken wieder über Atots Kopf. Es fällt auf das Bett als sei Atot nie da gewesen.

Jetzt stehe ich wieder unter der Dusche. Um mich aufzuwärmen. Um den Gestank der Nelken loszuwerden, wenn auch nur für einen kurzen Moment. Und ich zähle die Tage. In 6 Tagen kommen wir in New York an. Ich werde dann das Schiff und die Crew verlassen und per Zug nach Boston fahren. Ich frage mich, ob Atot dann auf dem Schiff bleiben wird. Oder ob er mit mir mitkommt. Denn es sind noch 30 Tage bis die Streiche aufhören werden.

# MEERESRAUSCHEN

*Yuko Kuhn*



Seit fast sieben Jahren teile ich das Bett mit meinem Mann. Er hat Probleme durch die Nase zu atmen. Der Schlaf verwandelt ihn in ein rauschendes Meer. Er selbst bezeichnet diese Schlafgeräusche schon immer als sein „Meeresrauschen“ und hat so aus einem eigentlich gesundheitlichen Makel ein romantisches Feature für mich gemacht. Ich habe den Eindruck er ist sogar stolz darauf. Mein Mann schläft immer vor mir ein. Er schafft es sich ins Bett zu legen, dreimal zu atmen und in tiefen Schlaf zu fallen. Ich liege dann neben ihm und lausche dem Meer. Mein Bedürfnis noch mit ihm zu sprechen, wird meist von einer Welle weggespült. Die Welle sagt: „darüber denk ich jetzt mal nach“ und fängt an zu rauschen.

Wenn alles gut ist, hüllt dieses Rauschen mich ein, es beruhigt und schützt mich. Ein eigenes Meer, ganz für mich alleine. Wenn nicht alles gut ist, muss ich vor seinem Meeresrauschen fliehen. Es ist mir dann zu laut, zu nah, sein Atem zu warm, sein Geruch unangenehm. Dreimal war ich schwanger, jedes Mal musste ich mich ganz an den äußersten Rand der Matratze drücken, von ihm abwenden. Wenn er nachrückte, war ich

regelrecht angewidert, wand mich hin und her, innerlich fluchend, um schließlich zu kapitulieren und unser Ehebett zu verlassen.

Wenn ich heute schlaflos bin, weiche ich gern ins Nebenzimmer aus in dem unsere beiden kleinen Kinder schlafen. Dort habe ich noch ein Meer ganz für mich alleine. Es rauscht zweistimmig und sanfter. Dieses Meer schafft es immer mich wegzutragen in die Nacht.

Drei Schwangerschaften, zwei Kinder. Das letzte Kind in meinem Bauch war schwer krank und durfte nicht leben. Es war ein Junge, wir haben ihm den Namen Kilian gegeben. Er ist tot in einem Meer aus Fruchtwasser aus mir herausgeschwommen als er 14 Wochen alt war. Er hat einen kleinen Altar in unserem Schlafzimmer bekommen. Von dort ist er Teil unserer Familie geworden und kann Nacht für Nacht das Meeresrauschen seines Vaters hören.

# KOHLE UND KORNKREISE



*Melissa Byrne*

In meiner Heimat gibt es Kohledörfer und Spargeldörfer. In den Kohledörfern gibt es die Arbeitsplätze, in den Spargeldörfern das Essen. Ich komme aus einem Spargeldorf. Von meinem Kinderschreibtisch aus konnte ich immer auf das Meer sehen. Die Vögel zogen darüber ihre Kreise. Mein Meeresrauschen war die Rockmusik von den polnischen Feldarbeitern, die in die Wellenhügel hineinstecken, um die Meeresfrüchte zu finden: Spargel.

Im Winter wurde immer die neue Plastikschiicht aufgetragen. Schwarz, um die Erde zu erhitzen, im Frühling dann umgedreht auf weiß, um die Sonnenstrahlen zu reflektieren. Eigentlich, meinte meine Mutter immer, ist ein Spargelfeld genauso gut wie das Polareis für den Klimaschutz. Obwohl wir dutzende Leuchtturmdekorationen, ob am Schlüsselbund oder als Fliegengitter, im Haus hatten, sind wir nie an das blaue Meer gereist. „Wir können auch hier die Sonne ganz tief am Horizont untergehen sehen“, brummte mein Vater im Blaumann mit Kippe im Mund, wenn er von der Arbeit nach Hause kam und sich erst mal auf der Terrasse auf seine Holzbank saß. „Flach wie eine Postkarte, dat isset hier.“

Und er guckte uns dabei zu, wie wir unser Plastikmeer als Spielplatz eroberten. Auf den Wellenhügeln konnte man balancieren, sich verstecken und so schnell die Füße tragen auf dem Sand zwischen den Hügeln von den Feldarbeitern davonrennen, wenn sie uns schimpfend entgegenkamen. Wenn man die Augen zusammenkniff, im gleißenden Sonnenlicht am Rand des Feldes, dann sah unser Meer genauso aus, wie das Meer beim Hollisterladen, für den man zwei Stunden in das Ruhrgebiet fahren musste.

Der erste Spargelstich wurde auf dem Bauernhof gegenüber groß gefeiert und mit uns Nachbarn gab es ein Festessen. Der erste Spargelstich von uns Kindern war stattdessen ein Grund, kein Abendbrot zu bekommen. Ob unser grünvioletter Spargel, sorgsam in der Garagenecke aufbewahrt, nicht der viel bessere war, mit unseren Sandkastenschaufeln mühevoll herausgebohrt aus dem kalten Boden?

Wir waren wie die Vögel, die von den Himbeersträuchern trotz Plastiknetz magisch angezogen wurden - erst wenn etwas verdeckt wird, wird es wirklich interessant.

Wenn wir abends nach Hause kamen, konnten wir schon durch den Abzug draußen riechen, was es zu Abendbrot gab. Gab es Spargelcremesuppe, versuchte ich, mich bei meinen Freunden einzuladen. Gab es Spargellasagne, rannten wir alle in die Küche und am Hochzeitsfoto meiner Eltern vorbei. Auf

dem großen vergilbten Foto stehen sie dort auf dem feinen Sand vor einem Meer. Ich dachte immer, das sei in Mauritius in ihren Flitterwochen gemacht worden, davon schwärmen sie noch heute. Erst als Erwachsene habe ich verstanden, dass das Hochzeitsfoto direkt bei uns zuhause im Garten gemacht wurde.

Warum in die Ferne reisen, das Spargelmeer liegt so nah. Im Frühsommer verstummte die Rockmusik der Feldarbeiter und die Grillen und Libellen übernahmen den Takt. Die Spargelpflanzen bohrten sich durch das Plastik und wuchsen hoch in die Höhe und wehten im Wind, wie Algenpflanzen im Meer.

Spargelkornkreise sind allerdings viel schwieriger zu trampeln als in Maisfeldern.

In meiner Heimat gibt es Kohledörfer und Spargeldörfer. Berge und Täler und das Meer. 320 Kilometer von der Ostsee und 610 Kilometer von den Alpen entfernt.

# SPAGHETTI

# VONGOLE

*Sophie Averkamp*



Irgendwo in Ligurien. Wir bestellten Spaghetti Vongole im Restaurant des benachbarten Campingplatzes. Der Sommerabend war lau. Die Neonröhren dröhnten. Hunderte tote Fliegen klebten an der grellen Lichtquelle. Neben uns stand ein kleines, rosaleuchtendes Kinderfahrrad. Im Küchenhäuschen lief Fußball.

Eine Maus flitzte über die menschenleere Terrasse. Sie bremste abrupt ab, als sie uns erblickte. Mit großen angstgeweiteten Augen schaute die Maus uns an. Ihr kleines Herz schlug rasend schnell. Ich kippelte mit meinem Plastikstuhl, der bereits beige- vergilbt war, und verlor das Gleichgewicht. Die Maus rannte davon.

Ich hielt mich gerade noch am Tisch fest. Die Papiertischdecke zerriss. Zarte Rosen waren darauf gedruckt. Eine Weißweinkaraffe und zwei Gläser wackelten bedrohlich auf dem Tisch. Lippenstift umsäumte die Ränder der Gläser. Schmierig.

Ja, so war Cheffe, als er uns die „Vongole“ servierte: „Muscheln für die Muschis“ raunte er lächelnd mit italienischem Akzent

in seinen verschwitzten Dreitagebart. Angewidert nahmen wir ihm die Teller aus der Hand und wendeten uns von ihm ab. Er ging gut gelaunt, eine kleine Melodie summend, davon. Dabei schwang er sein Küchenhandtuch, um die auf ihn zufliegenden Fliegen wegzuwedeln. Wir blickten uns erstaunt an. „Muscheln für die Muschis?“ – „Was geht?“.

Dann blickten wir auf unsere Teller. Spaghetti Vongole. Uns lief das Wasser im Mund zusammen. Wir stießen an und wünschten uns „Buon Appetito“.

Sie erzählte mir einen Witz. Sprach sehr laut und aufgeregt. „Was liegt am Strand und man versteht es kaum?“ – „Keine Ahnung. Eine Muschi?“ – „Nein. Eine Nuschel.“ – „Ach so. Naja.“

Ich rieb meine Hände sorgfältig gegen die halbe Zitrone, die am Tellerrand lag und machte mich ans Werk. Ich nahm eine Muschel in die Hand und wollte das Fruchtfleisch entnehmen. Die Muschel war verschlossen. Mir fiel ein, dass man verschlossene Muscheln nicht gewaltsam öffnen und essen sollte, da sie womöglich nicht durchgekocht wären. Also legte ich sie zur Seite und nahm die nächste. Auch diese war, wie ich schnell feststellte, verschlossen. Ich blickte zu ihr hinüber. Sie legte ebenfalls eine verschlossene Muschel zur Seite. Wir blickten uns an. „Vielleicht muss man sie doch aufknacken?“ Kurzerhand nahm ich also wieder eine Muschel hoch, um die

Gabel reinzustecken, an die Stelle, wo die Muschel eigentlich geöffnet hätte sein müssen. Die Gabel rutschte ab. Ich piekste mir in den Zeigefinger. „Aua“ – widerwillig nahm ich eine der anderen Muscheln und öffnete diese gewaltsamer. Die Muschelschale knackte. Ich brach die beiden Hälften auseinander und hielt inne. Im Muschelinneren befand sich kein Fruchtfleisch. Nein. Ein wunderbar seltsam geformtes Stück Plastik blitzte mir leuchtend blau entgegen.

„Das gibt’s ja nicht.“ Ich hielt ihr das Muschelstück hin. Sie blickte erstaunt zu mir und brach dann eine ihrer Muscheln auf. Auch hier: ein rotschimmerndes Plastikstückchen, welches entfernt an Lego erinnerte, befand sich im Inneren.

Ich roch am Inhalt und fasste ihn an. Er war steinhart und definitiv nicht zum Verzehr geeignet. Also brachen wir alle Muscheln auf und ehe wir es uns versahen, waren unsere Spaghetti gespickt mit den buntesten Plastikstückchen.

Unsere Mägen knurrten. „Wie kann das sein?“ Wir hatten keine Antwort. Die Maus kam wieder angeflitzt. Vermeintlich unbeobachtet, näherte sie sich meinem rechten Fuß, neben den ein kleines, zartgelbes Plastikstückchen gefallen war. Sie öffnete ihr kleines Maul, verschlang das gute Stück und flitzte wieder davon. Nachdenklich blickte ich hoch und schaute sie an. Sie riss mich aus meinen Gedanken, als sie fragte: „Sag mal, kennst du den Cartoon, der seit Tagen durch’s Internet schwirrt?“ – Ich wusste sofort wovon sie sprach: „Ja. Ein Mann

steht an einer Supermarktkasse und hält einen Fisch hoch „I need a plastic bag“. Daraufhin antwortet die Supermarktverkäuferin trocken: „It´s inside.“ Wir schwiegen, weil wir nicht wussten, ob wir darüber lachen oder weinen sollten.

Dann blickten wir melancholisch der kleinen Maus hinterher, die soeben im Küchenhäuschen verschwand. Die Grillen zirpten. Die Neonröhren dröhnten, die Fliegen zerbrutzelten. Das Kinderfahrrad leuchtete.

# QUALLE IM KOPF

*Moritz Schlögell*



Qualle ging in die 5. Klasse des Heinrich-Eber Gymnasiums. Die Schule war ein riesiger 70er Jahre Bau, der an sich nichts besonderes hatte, abgesehen von der Welt in der dieses Gebäude vor fast 50 Jahren errichtet wurde. In dieser Welt hatte nämlich jeder ein bestimmtes Tier in seinem Kopf, das wie in einem Terrarium oder einem Aquarium irgendwo unter der Primären Motorcortex lebte.

Qualles Sitznachbar Tom hatte einen Marder in seinem Kopf und bei Lisa war es ein Hirsch, deshalb war ihr Kopf auch so groß.

In Qualles Kopf lebte eine Qualle. Qualles Gedanken waren nicht sehr schnell oder besonders, da ihm die Qualle in seinem Kopf nicht sehr viel zu sagen hatte.

Eines Tages wachte Qualle auf und fasste den Entschluss das Tier in seinem Kopf durch ein Neues auszutauschen. Als er die Qualle in seinem Kopf mit dieser Idee konfrontierte, wurde er aber nur mit Schweigen gestraft. Um die Mittagszeit herum schlich er ins Arbeitszimmer seiner Mutter und suchte nach den gelben Seiten. Auf Seite 14 fand er dann eine potenzielle Lösung für sein Problem. Die komplette Seite war gefüllt mit

einer Werbeanzeige, auf der ein Mann im Arztkittel abgebildet war der vor allerlei Mächtigen Tieren posierte, unter ihm stand in roten Buchstaben: “ Dr. Change, wir finden ihr wahres Tier. Warum eine Ratte sein, wenn man schon immer wusste, dass es der Bär ist, der einem inne wohnt!” Qualle stellte sich vor, wie es wohl wäre einen Bär im Kopf zu haben. Dann hörte er auf einmal ein Plop. Die Qualle in seinem Kopf hatte sich zu Wort gemeldet. Qualle wartete darauf, dass das Tier in seinem Kopf zu reden anfing, aber es folgte nur Stille. “Ich schwöre dir, wenn du jetzt nichts sagst, dann ziehst du demnächst aus!” Stille. Dann ging Qualle ans Telefon und rief die Nummer aus der Anzeige an. Ein Mann ging ans Telefon: “Good morning, willkommen bei Dr. Change, wollen sie Ihr Leben changen?” - “Ähm ja, ich möchte mein Leben changen...” - “ Das klingt doch georgious, komm doch morgen um... darf ich Du sagen?“ Qualle antwortete nicht. “Komm doch morgen um 17 Uhr zur Bulgurstr. 15, we are looking forward to see you.” Stolz warf ihm Qualle das gerade in der Schule gelernte “Yes!” entgegen. Dann legte er auf. Diese Nacht konnte Qualle vor Aufregung nicht schlafen.

Am nächsten morgen erzählte er stolz allen Kindern in der Schule, dass er seine Qualle durch einen Bär oder gar einen Elefanten austauschen würde. Die Kinder staunten und Tom war sogar ein bisschen eifersüchtig. Stolz und voller Glück strahlte er jedem entgegen, den er traf, bis er dann von Lisa

mit den Worten: „Wow meine Eltern könnten das nie bezahlen!“ auf das sich anbahnende finanzielle Problem aufmerksam gemacht wurde.

Qualle fasste den Plan seine Eltern um Hilfe zu fragen. Als er nach Hause kam, saß seine Mutter, die einen Gorilla in ihrem Kopf hatte, vor dem Fernseher. Es sah immer sehr unbequem aus. Qualle fasste allen Mut zusammen und fragte: „Du, Mama... ich möchte keine Qualle mehr sein.“ Woraufhin Qualles Mutter sagte: „Dein Vater ist doch auch eine Qualle. Wo ist das Problem?“. „Meine Qualle sagt nichts, ich brauche Geld um mir einen Bären in den Kopf zu setzen, ich mag Bären.“ „Nur kaputte Menschen brauchen so etwas, es ist doch nicht so schlimm, wir sind doch nicht kaputt.“ Woraufhin Qualle antwortete: „Aber es geht doch nur um mich. Es hat ja nichts mit euch zu tun.“ Qualles Mutter richtete sich auf, zog Qualle in sein Zimmer und schloss die Tür ab, woraufhin sich Qualle aufs Bett schmiss und anfang zu weinen.

Am nächsten Tag ging Qualle in die Schule. Erwartungsvoll guckten ihn alle Kinder an. „Wieso ist dein Kopf so klein?“, fragte Tom. „Es ist ein Babybär, der muss noch wachsen.“ Die Kinder glaubten Qualle nicht und um 12 Uhr, als die Mittagspause eingeläutet wurde, zogen die Kinder aus Qualles Klasse ihn zu den Mülltonnen und beschuldigten ihn einen Lügner zu sein. Qualle schrie nur: „Nein! Ich bin ein Bär!“ Dabei fing er an zu weinen. Tom nahm einen Stein und

schmiss ihn Qualle an den Kopf, woraufhin dieser zu Boden ging. Dann setzte er sich auf ihn und klopfte so lange auf Qualles Kopf, bis die Qualle aus seinem Kopf purzelte. „Ha! Das ist aber ein prächtiger Bär!“ Alle Kinder lachten. Als das Gelächter verstummte, bemerkten die Kinder, dass der Ganze Boden um Qualles Kopf Dunkel Rot war, doch das war nicht so schlimm, denn dunkel Rot war Lisas Lieblingsfarbe und sie hatte einen Pulli in dem Farbton.

# MEER PLASTIK

*Thomas Rösing*



M öven sterben durch unseren Müll  
E inen qualvollen Tod  
E lend begleitet durch lautes Gebrüll  
R adikal vermeidbare Not

P lankton wird vergiftet  
L aichplätze bedroht  
A tlantik erhitzt und  
S ieben Kontinente im selben Boot  
T aten lassen warten  
I n allerwelts Ländern  
K önnten es doch ändern

# BEGEGNUNG MIT DEM MEER

*Kerstin Zachau & Simon Distenfeld*



## Ein Klangteppich für zwei Stimmen

Stimme 1	Stimme 2
Frsch _____ tzzzzzz	
	Klick (Zungenschnalzen)
	Blüp
Ngnk ngnk ngk ( <i>Kehllaut</i> )	
Aaaaaahhhhhhhh ( <i>erfrischt</i> )	
-	
Wriff _____	
	pfuuuuuu _____ ui
	wam __ wam __ wam __ wam __
Latsch ( <i>sanft</i> )	
	pfu __
LATSCH __ - ( <i>mit Klatschen</i> )	ui
Latsch __ - Latsch _____	iiiiiiiiiiiiigitt
( <i>lauter werdend, aggressiv</i> )	
	Ruuuuuuuh
	Klick-klack-klick-klack
	( <i>Zungenschnalzen, sekundentakt</i> )
	<i>Schluck kuck</i>
Wip flap wip flap ( <i>neugierig</i> )	
	- Blup ( <i>freundlich</i> )
- PLUB ( <i>tief</i> )	

- *Flip flop*  
Wip flap wip flap  
- *Flip Flop?*  
  
- *Meh (ablehnend)*

RRRRRITSCH (*hart*)  
  
Ritsch\_ ritsch\_ ritsch\_  
(*unbarmherzig*)

Ha! (*unbarmherzig*)  
Rat-tat-tat-tat-tat  
(*mechanisch*)  
Fchlurp (*Schlürf-Geräusch*)

WUMFFF\_\_\_\_\_ (*dumpf*)

Pet pat pet pat pet pat pet pa  
(*erst vereinzelt leise,*  
*dann lauter und rythmisch:*  
*zusätzlich Fingernägel auf*  
*Tisch*)

. . . . .

- bliff\_\_\_\_\_ (mit letztem  
Atem)

schluu\_\_\_\_\_  
. . . . .

Wip flap wip flap wip  
(*panisch*)

Flap  
  
Aiaiaiaiaiaiaiiiiiiiiiii  
(*verzweifelt*)

wip (*schwach*)  
h - h - h - h - h - h - h - h

. . .  
bluuuuup

blup wam blup wam blup wam ..

. . .  
Blip (*fröhlich*)

# DURST ODER: DIE PLASTIKFLASCHE



*Viola Schmidt*

„Was ein Ausblick!“ , schwärmt sie. „Da, die Klippen, das Meer!“

„Hm“, keucht er und schwitzt. Sie geht voran. Die letzten schweren Schritte zum Gipfel. Er leckt die trockenen Lippen. Federnd geht sie, fit, springt über einen Felsen. Dann ist sie oben. Er wäre gerne vor ihr dort gewesen.

Na gut, sagt er sich, schließlich trage ich den Rucksack. Den Rucksack, der an den Schultern schneidet. Im Rucksack liegt seine Wasserflasche. Er will Pause machen, trinken. Er stoppt schon. Da sieht er, dass seine Frau vom Gipfel zu ihm schaut – und reißt sich zusammen. Zwei, drei, vier, fünf schwere Schritte. Endlich! Oben! Durst! Kopfweh. Durst! Er legt den Rucksack ab, kramt nach der Flasche. Findet sie. Öffnet sie. Kaum Kraft in den Händen. Ein leises schwaches Kohlensäure-Zischen. Klingt wie Musik! Durst!

Sie nimmt ihm seine Flasche ab. Ohne zu fragen, nimmt sie ihm die Flasche ab. Führt sie an IHRE Lippen. Ohne zu fragen! Durst! Sie trinkt. Er schluckt. Schluckt trocken. Guckt sie an. Wie sie da steht. Am Gipfelrand, in der Sonne. Im Rücken: das

Meer. Und er findet, sie sah schon besser aus.

Ihr Haar klebt an der Stirn. Der strenge Pferdeschwanz steht ihr nicht. Stand ihr noch nie. Der legt die breite Stirn so frei. Und sie schwitzt. Ihr Make Up ist schuppig geworden, furchig an den Lippen. Wieso schminkt die sich beim Wandern? Sieht bescheuert aus.

Und überhaupt. Dieses Make Up. Er erinnert sich daran, wie sie vor ein paar Jahren immer früh morgens neben ihm aus dem Bett geschlüpft ist, wenn sie dachte, er schläft. Dann hat sie Rouge und Make Up aufgetragen und hat sich federleicht zurück in die Kissen geworfen, mit zerzaustem Haar – das hat sie nicht gekämmt – und noch im Pyjama. Pseudo-Naturschönheit. Da kam sie sich ganz schlau bei vor. Dachte, er merkt das nicht. Schäkerte bestimmt mit ihren Freundinnen darüber. „Haha, er merkt das nie, die Männer.“ Und wie er das merkte. Er schmeckte die Schminke, wenn er sie küsste, roch diesen kühlen klinischen Gestank. Und dann diese kleinen, fettigen Make Up Flecken. Manchmal auf seinem Kissen. Manchmal auf seinem Shirt, wenn sie mit dem Gesicht auf seiner Brust gelegen hatte. Eklig. Warum hat er ihr nie gesagt, dass er die Schminke sieht, dass sie das bleiben lassen soll? Allerdings: Sie hat es bleiben lassen. Fällt ihm jetzt auf. Das mit dem morgendlichen Schminken. Das macht sie schon lange nicht mehr. Warum eigentlich nicht? Warum nur noch, wenn sie ausgeht? Ist er ihr das nicht mehr wert? Ist er ihr

egal?

Offensichtlich. Sie trinkt. Trinkt noch immer. Sein Wasser. Trinkt die Flasche leer. Soll er jetzt was sagen? Das wäre auch ein bisschen kleinlich, oder? Oder ist es feige nichts zu sagen? Müsste sie das denn nicht selber sehen? Dass er durstig ist. Das ist doch logisch, oder? Wenn ihre Kehle trocken ist, nach all dem Wandern, dann ist auch seine trocken. Das kann sie doch schlussfolgern. Sie sind doch ein Team. Waren ein Team? Sollten ein Team sein. Sie beide, ein Paar, seit 10 Jahren. Seit der Uniabschlussfeier. Sie kennt ihn doch. Müsste ihm die Flasche lassen. Wo sie doch sogar fitter ist als er. Ein bisschen fitter. Dank McFitti. Er hasst solche Abos. Er hat ein Bäuchlein. Kaum Bäuchlein. Aber: Stört sie das? Hat sie noch Augen für ihn? Respekt vor ihm, als Mann? Hätte sie ihm dann die Flasche weggenommen? Einfach so? War sie schon immer so? Nehmen statt geben?

Und wie sie schwitzt. Wie ein Schwein. Wasser tropft aus ihrem Mund. Es mischt sich mit Schweiß. Immer schwitzt sie. Stärker als andere Frauen. Glaubt er zumindest. Vielleicht weil sie so enge Sachen trägt. Die spannen unter den Achseln. Immer schwitzt sie da. Unter ihren Achseln, da hilft kein Deo. Wenn sie von der Arbeit kommt, in ihren Businesshemdchen, ihren Stöckelschuhen, da geht sie anders als sonst, da trippelt sie arrogant. Sie gefällt sich, sieht sich als perfekte

Businesslady. Typ: sexy Sekretärin, die sie nicht ist, denn die Hemden sind ja zu eng und spannen an den Brüsten und haben Flecken unter den Achseln, die ganz nass sind und stinken. Schlimmer stinken noch die Füße. Die hohen Hacken, in denen sie ein ärgerliches kleines Stückchen größer ist als er, sind wohl auch zu eng an den Füßen. Denn manchmal seufzt sie erleichtert auf, wenn sie herausschlüpft. Dann stinkt es. Und wenn sie so vor ihm steht, barfuß, im engen Hemd, genauso groß wie er, will er ihr, manchmal, den Stoff vom Leib reißen.

Die Knöpfe aufreißen. Ihr an den Haaren reißen. Das gebändigte Haar aufrütteln (steht ihr eh nicht, die freie Stirn) - und irgendwie macht ihn der Gedanke jetzt an. Weil sie schön ist, wenn sie die Haare dann öffnet. Weil sie seufzt, wenn sie aus den Schuhen schlüpft. Weil sie groß ist und stolz und stur. Weil sie da jetzt so steht, am Gipfel, gierig trinkt und schwitzt und auf die Welt schießt. Er will sie gerne zu sich reißen. Weil sie seine Frau ist. An sich reißen. Küssen. Lecken. Stoßen. Vom Berg stoßen.

Mit ihr fallen. Ins Meer. Gegen Klippen. „Großes Beziehungsdrama“, titeln dann die Magazine. „Mord aus Eifersucht - um 0,75 Liter Einwegflasche Rhönquell-Sprudel Medium Spritzig.“ Er stellt sich vor, wie sie ihn anstarrt, fassungslos, wenn sie im Meer aufschlagen. Wie die

Plastikflasche sie dann beide überlebt. Auf dem Meer treibt, während zwei Körper strampelnd untergehen. Sie sollten, müssten untergehen. Arm in Arm. Weil er nicht mit ihr kann, nicht ohne sie, nicht glücklich ist, schon lange nicht, sie trotzdem will, immer noch will. Würde sie schreien? Würde er schreien? Sie beide zu zweit? In den Wellen. Durst! „Bäh!“, sagt sie. Und lässt die leere Flasche fallen. „Lauwarm und schal. Naja, egal, lass weiterwandern.“

# SCHWÄBISCHES

## MEER

*Carolina Zimmermann*



„Wenn ich den See seh’, brauch ich kein Meer mehr.“ – Gewisse Dinge muss man halt machen. Zum Beispiel diesen Spruch singen, wenn man als erstes den Bodensee aus dem Autofenster durch die Weinranken schimmern sieht. Und dann so lange weitersingen, bis man da ist und aussteigt. Und das schon etwas morsche Tor aus Eisenstreben und Holzbalken öffnet, indem man sich ruckartig dagegen wirft. Kurzes Quietschen, bevor das Schloss nachgibt und die Tür zum Paradies aufgeht. Es ist das Paradies, weil es der einzige Ort ist, der die Gerüche meiner Kindheit konserviert hat. Erstens Rhododendron, zweitens Linde, drittens Seegeruch aus Fisch, Entenscheiße, Sand, Wasser und Schiffsmotorenöl, viertens modrige Hausinnereien, Staub, Teppichmilben, fünftens wahlweise der Käse- oder Zwiebelkuchen meiner Mutter in der Küche, sechstens frisches Waschmittel über altem Kissen im Bezug und gute Nacht. Morgens das St. Gallener Brot und die schwäbischen Brezeln. Mittags das frisch geräucherte Felchenfilet auf Butterbrot mit Zwiebeln. Und abends vielleicht irgendetwas auf dem Grill.

Hier hatte ich meine erste frühkindliche Depression, je schöner das Wetter wurde und je mehr Kinder draußen zum Spielen nach mir verlangten, desto weniger konnte ich mich bewegen, geschweige denn das Bett verlassen. Diffuse Ängste erst, ab und zu ging noch ein Buch. Dann der zehnte Geburtstag mit Ausflug auf die Blumeninsel Mainau. Inklusive Dampferfahrt und Eis. Eis gab es immer, morgens, mittags und abends. Weil der dicke Kibele mit seinem schmutzigen Unterhemd über dem monströsen Bauch hinter unserem Haus am See schon meinem Vater als Kind Eis verkauft hatte und damals schon zu teuer, sagt mein Vater. Er, der Kibele und mein Großvater warfen als Jungs zusammen Steine auf Enten und veranstalteten Mutproben, die so gingen: Wer unter dem Raddampfer durchtaucht und überlebt, hat gewonnen. Hier lag aufgebahrt mein toter Urgroßvater Walter auf der Chaiselongue im Wohnzimmer und hier hielt mein zwölfjähriger Großvater Felix seinen kleinen, an Kinderlähmung erkrankten Bruder Frieder an den Hosenträgern aus dem Fenster im Rittersaal, der ist unterm Dach. Um ihn bei Laune zu halten, erzählte er ihm Schauergeschichten von den Geistern unserer Ur-Ahnen, die heute noch durchs wurmstichige Gebälk ziehen.

Und dann, zu meinem zwölften Geburtstag der erste Joint mit der Dorfjugend und zum 13. der erste Kuss, vollzogen in einem Knutschwettbewerb. Wer am längsten ohne abzusetzen in den

Mund des anderen speichelte, hatte gewonnen. Erstes Zelten gegen den Willen meiner Eltern, wild und verboten, Lagerfeuer am See mit Bier und Pickeln.

Und dann der letzte Sommer mit meinen Eltern. Einen Versuch war es wert. Es ging dann aber doch nicht, die Ehe wurde schweigend beendet, meine Großeltern gerufen, sie sollten uns fortbringen. Raus aus dem Paradies, das vom elterlichen Krieg entweiht wurde. Heute steht im Garten nicht mal mehr der verkrüppelte alte Apfelbaum. Sie fuhren uns weit weg, meine Großeltern, in ihrem Auto baumelte ein Duftbaum und vertrieb die herrlichen Gerüche meiner Kindheit. Lady Diana ist tot, sagte ein Mann im Radio und das ist alles, was ich von der Trennung meiner Eltern heute noch weiß: Dass die britische Thronfolgerehefrau und ihr Liebhaber in einem Tunnel in Paris den Unfalltod starben.

# DAS JAPANISCHE MEER



*Yuko Kuhn*

Meer, Meer, Meer. Wenn ich das höre, klingen mir die Stimmen meiner Kinder in den Ohren: mehr Saft, mehr Eis, mehr Schaukeln, mehr Mama. Es kann ihnen gar nicht genug Mama sein, meist dann wenn ich gerade mal kurz nur ich sein möchte und gar nicht mehr Meer Mama. Für sie bin ich wirklich eine Art Meer, groß und weit und unendlich, unerschöpflich. Mal sanft und still, aber auch aufbrausend und schäumend. Sie toben an meiner Seite und springen in mich hinein mit all ihren großen Gefühlen, sie baden in meiner Liebe. Ich bin ein halbjapanisches Meer.

Meine Mutter, geboren 1942, kommt vom japanischen Meer, aus der Hafenstadt Kobe. Meinen Großvater habe ich nie kennengelernt, er trank und starb früh. Ich weiß noch nicht einmal seinen Namen. Meine Großmutter Yasuko hingegen ist 99 Jahre alt. Sie hat kaum mehr Zähne, isst aber mit Vorliebe frittierte Hühnerteile, Tori-Karaage und kaut sozusagen mit den Kieferknochen. Sie lebt mit meinem Onkel Masayuki, der Taxifahrer ist und meiner Tante Akemi, noch immer in dem

gleichen winzigen Häuschen in dem meine Mutter aufgewachsen ist. Ich bin selten aber gerne dort, ich fühle mich heimisch in der Heimat meiner Mutter.

Meine Mutter hat ihre Heimat verlassen als sie 29 Jahre alt war. Mutterseelenallein überquerte sie mit ein paar Koffern den großen Ozean. Kreuzunglücklich muss sie gewesen sein als Grundschullehrerin in Osaka, ihr Leben voller Zwänge und harter Arbeit. In Berlin bediente sie in einem japanischen Restaurant und lernte im Universitätschor meinen Vater kennen. Er war zehn Jahre jünger, ein empfindsamer Mensch aus einem Umfeld in der Bildung und Ansehen eine große Rolle spielt. Sie hat sich nie angenommen gefühlt von seiner Familie, in der alle einen Dokortitel haben, sogar die Frauen. Ihre Liebesgeschichte ist nicht gut gegangen. Ein Meer aus falschen Erwartungen, Kränkungen, Täuschungen und Tränen. Und meinem Bruder und mir. Wir sind in diesem Meer untergegangen. Umi heißt Meer auf Japanisch.

In Atami, einem kleinen Küstenort nahe des Fuji, holte mich eine dunkle Welle aus diesem Familiendrama ein. Ich war 25 Jahre alt und lag dort nachts in einem fremden Haus auf dem Tatami. Draußen rauschte das Meer. Meine Mutter lag zeitgleich schwer depressiv, schlaflos und wie gelähmt, in München. Sie ist seit mein Bruder und ich ausgezogen sind, immer mehr in sich zusammengesunken, sozusagen nicht

mehr funktionstüchtig.

Über 9000 km entfernt von ihr durchlebte ich ihr Trauma. Ich sah wie mein Vater als junger Mann in der Badewanne lag, die Pulsadern aufgeschnitten, überall Blut. Ich erwachte voller Angst und weinte, so echt und beklemmend fühlte es sich an. Als ich zehn Monate alt war, war dies tatsächlich auch geschehen, jedoch in einer Münchner Wohnung. Zumindest nicht in unserer eigenen Wohnung, denke ich jetzt wenn ich darüber schreibe. Das hat er sich wohl nicht getraut. Er ist zumindest dafür in die Wohnung seiner Schwester gegangen. Meine Mutter hat ihn dort gefunden, er lebte noch, aber unsere Familie ist daran zerbrochen.

Während ich hier sitze und dies aufschreibe, passt tatsächlich mein Vater der zu Besuch aus Berlin gekommen ist, auf meine beiden Kinder auf. Opa Klaus- als wäre nie etwas gewesen. Mehr Saft, mehr Eis, mehr Eisenbahn spielen werden seine Enkel eben zu ihm sagen.

# LITTER

*Lukas März*



„Schööön!“, rief Caro und war schon auf dem Weg die Düne hinauf. Die Fahrertür hatte sie offen gelassen. Ungemütlich kalte, nasse Luft schlug Vincent entgegen. Grummelig stieg er aus dem Auto. Klar, schön war es schon. Weiße Gischtkämmen. Fast haushohe Sandverwehungen und knorrige Büsche, die sich an ihnen festkrallten. Stacheliges Gras, das in Wogen auf und ab schlug, als ob sich das Meer auch an Land fortsetzte. Aber als Netflix-Doku wäre ihm das lieber gewesen. Ohne die nieseligen Tropfen im Gesicht, von denen er nicht wusste, ob sie von den Wellenkämmen herüberwehten oder von den aufgepeitschten Wolken herunterfielen.

Vincent's Anorak ging nicht zu. „Hol schonmal das Zelt!“, rief Caro ihm von der Spitze der Düne zu. Vincent tat so, als hätte er sie nicht gehört und riss am Reißverschluss. Plötzlich hielt er ihn in der Hand. Oben auf der Düne lehnte Caro sich mit ausgestreckten Armen gegen den Wind. Mürrisch stieg Vincent ihr mit offener Jacke durch den nassen Sand hinterher. Die neuen Wanderschuhe drückten immer noch. „Wir müssen schnell machen, in 'ner Stunde ist es dunkel!“, sagte Caro, als er neben ihr ankam. Ein tatsächlicher Sonnenstand war beim

bedeckten Himmel nicht auszumachen. „Du, ich wollte vorschlagen...“, noch bevor Vincent seinen Satz beendet hatte, sah Caro ihn schon mit erhobenen Augenbrauen an. Vincent hielt inne. „Was denn? Ich wollte nur sagen, dass es oben in dem Dorf ein Bed and Breakfast gab, da können wir auch einfach hin zurückfahren. Weil, ich hab keine Ahnung, wie das Wetter wird.“ - „Haben die kostenfreies W-LAN?“, fragte Caro sarkastisch und drehte sich um, um wieder zurück zum Auto zu steigen. „Hier gibt es nichtmal ein Klo!“, erwiderte Vincent. „Ey, du hattest dich beschwert, dass dein Bafög nicht für den Urlaub reicht! Das hier kostet gar nichts!“, meinte Caro. Sie warf ihm das Zelt aus dem Kofferraum zu.

Also stapften sie durch die dornigen Büsche, die zwischen den steil aufragenden Dünen wucherten. Viele geeignete Zeltplätze gab es nicht. Caro preschte trotzdem voller Begeisterung voran. „Das ist doch der Wahnsinn!“, monologisierte sie, „Wir schlafen mitten in der Natur! Während wir schlafen, hören wir das Meeresrauschen! Ich wette, wir sind die allerersten, die hier jemals ihr Zelt aufschlagen.“

Hinter einer Ecke tat sich eine größere, ebene Fläche zwischen den Dünen auf. „Die ersten waren wir hier schonmal nicht.“, meinte Vincent trocken. Der ganze Platz war voller Abfall. Hunderte Kronkorken, Chipstüten, Taschentücher, Plastikverpackungen von Billig- Grillfleisch, ein verbogener

Camping-Stuhl. Verkohlte Stellen deuteten auf vergangene Lagerfeuer hin. „Mann, das wäre die perfekte Stelle gewesen!“, meinte Caro verärgert, „Solche Schweine!“. Sie hob eine Plastiktüte und eine Cola-Dose auf. „Also auf ner Müllhalde schlaf ich sicher nicht!“, sagte Vincent.

„Warte hier kurz!“, meinte Caro und verschwand im Gebüsch, wo sie hergekommen waren. Vincent setzte sich auf einen Stein und stand gleich wieder auf, weil sein Hintern nass war. Er verschränkte die Arme vor der Brust, um die Jacke zuzuhalten. Immerhin, das Meer konnte man tatsächlich hören.

Caro kam zurück, mit zwei Müllsäcken aus dem Auto. „Bist du wahnsinnig, wir sind doch nicht die Stadtreinigung!“, meinte Vincent entsetzt. „Hey, wenn wir aufräumen, ist das hier perfekt!“, meinte Caro. „Du spinnst!“, meinte Vincent. Während Caro emsig im Gebüsch herumlief und Müll aufsammelte, stand Vincent fröstelnd oben auf der Düne und sah aufs Meer hinaus, das sich zu immer höheren Wellenbergen auftürmte. Es hat schon Gründe, warum die Fische irgendwann beschlossen haben, an Land zu gehen, dachte er sich. Der Himmel wurde immer düsterer. Als er einen Blick zurück zu Caro warf, brauchte er einen Moment, um sie zu entdecken. „Caro, es ist gleich dunkel, lass uns bitte zurück zum Auto gehen!“, rief er. „Igitt!“, rief Caro. Sie hatte in ein benutztes Kondom gefasst. - „Ich sag ja, man sieht nichts

mehr!“, rief Vincent. „Hier ist jetzt alles frei, hier können wir das Zelt hinstellen!“, meinte Caro und als Vincent sich nicht bewegte, „zur Not schlaf ich hier auch alleine!“.

Im Licht der Handylampe bauten sie das Zelt auf. Die Plane roch muffig und hatte Stockflecken. „Das hat dein Opa wohl das letzte Mal an der Ostfront gebraucht!“, meinte Vincent. Caro lachte nicht. „Sollen wir noch baden gehen?“, fragte Vincent versöhnlich. Caro lachte noch immer nicht. „Gib’s zu, gemütlich ist es.“, meinte Caro schließlich, als sie nebeneinander in ihren Schlafsäcken lagen. „Wenn du gemütlich mit „eng“ gleichsetzt!“, meinte Vincent. Seine Kleidung war zu einem formlosen Haufen zu seinen Füßen zusammengeknüllt. „Und das Meer hören wir auch!“, meinte Caro. In diesem Moment setzte ein lautes Prasseln auf der Zeltplane ein. „Jetzt nicht mehr“, meinte Vincent. An Schlaf war für ihn nicht zu denken. Auch im Thermoschlafsack fror er noch immer; vielleicht, weil er Caros „Tipp“ gefolgt war, nur die Unterhose anzulassen. Ein Stein drückte sich durch die Isomatte genau zwischen seinen siebten und achten Wirbel. Er träumte von der Federkernmatratze der Dorfpension. Dann träumte er, Caro hätte ihn zu einer Reise auf dem Rücken eines Wals überredet, aber das Meer wurde immer stürmischer. Vincent konnte sich kaum noch halten, er klammerte sich an der rauen Haut des Wales fest, aber da schlug ihn plötzlich eine kräftige Flosse zur Seite und er fiel ins Wasser.

Vincent wachte prustend auf. Caro schnarchte so laut, dass es selbst durch das Prasseln des Regens zu hören war. Es war auch keine Walflosse gewesen war, die ihn vom Rücken des Wales geschubst hatte, sondern Caro, die sich im Schlaf auf seine Isomatte gewälzt hatte. Und sein Gesicht lag tatsächlich im Wasser.

Panisch richtete er sich auf. Direkt neben seiner Isomatte war eine Pfütze. Im Zelt. „Caro! Wir gehen unter!“, rief er. Sein Kleider-Ballen schwamm bereits in einer handbreit Wasser. Vom undichten Zeltdach tropfte es. Caro rekelte sich. „Caro, wir müssen raus hier!“ Vincent sprang aus dem Zelt. Der Regen prasselte sintflutartig auf seinen nackten Rücken. Es war eiskalt. Die ganze Lichtung war mit Pfützen übersät. In einer davon stand ihr Zelt. Die Plane war völlig durchnässt. Vincent raffte hektisch seine Sachen zusammen. Caro richtete sich auf. „Wo willst du denn hin?“, fragte sie. „Zum Auto, verdammt!“, rief Vincent. Caro traf ein Tropfen im Gesicht. „Oh nee!“, sagte sie. Sie schälte sich aus dem Schlafsack, steckte einen Fuß aus dem Zelt und schrie. „Was denn?“, rief Vincent zurück. „Ich bin in ’ne Glasscherbe getreten!“ Die humpelnde Caro stützend, die Handylampe zwischen den Zähnen, die Schlafsäcke irgendwie über die Schulter geworfen, bahnte Vincent ihnen den Weg zurück zum Auto. Er sah kaum, wo sie hinliefen. Ständig traten seine nackten Füße ins Wasser,

aber das war egal, er war eh von oben bis unten nass. Blind drückte er immer wieder den Knopf des Zündschlüssels. Es fühlte sich an, wie eine Erlösung, als er in der Ferne endlich ein Paar Scheinwerfer blinken sah.

Während Caro auf der Rückbank ihren Fuß selbst verarztete, startete Vincent den Motor. Nur, um die Heizung laufen zu lassen. Das Prasseln des Regens war auf dem blechernen Dach noch lauter. Mit der Woldecke vom Beifahrersitz wischte er sich die eiskalten Tropfen vom Körper. „Gemütlich, was?“, meinte er. Caro sagte nichts. „Was machen wir denn jetzt mit dem undichten Zelt von deinem Opa?“, fragte Vincent. „Das lassen wir da stehen!“, meinte Caro bestimmt.

# DIE PUBERTÄT UND DAS MEER



*Sophie Averkamp*

Inmitten der verwirrenden Pubertät, ausgerechnet in einer Ferienhaussiedlung in einem FKK-Gebiet, dick eingepackt in mehrere Schichten Kleidung als Statement gegen all die Nackten, gab es einen heftigen, trotzigsten Streit zwischen dem Kind und seinen Eltern. Das Kind war 13 Jahre alt und der zweiwöchige Urlaub auf Lanzarote erst zwei Tage jung.

Die Eltern, hilflos, ob der pubertären Wut, wetterten stürmend auf das Kind ein. Dieses ging wütend und atemlos davon und kletterte über scharfe Felsen. Behände und leichtfüßig, mit schmollenden Lippen und gekräuselter Stirn. Eine Kappe auf dem Kopf. „Spinach“-stand vorne drauf. Die Lieblingskappe. Melancholie machte sich breit beim Anblick des gewaltigen Meeres. Das Rauschen ließ die Welt drumherum tösend ersticken. Da waren nur noch das Meer, die Felsen und die Wut. Und die Kappe. Die das Kind nun in der Hand hielt und still betrachtete. Noch immer sehr wütend auf die Eltern. Über all die Ungerechtigkeiten.

Das Kind beschloss sich der Emotionen zu entledigen.

Doch wie?

Es blickte sich um und warf Steine ins Meer.

Doch die Wut ließ nicht nach. Da nahm es die Kappe. Das

liebste Stück. Krumpfelte sie zusammen. Warf sie ins Meer und blickte ihr lange und traurig nach.

Ruhe kehrte im Inneren des Kindes ein. Die Kappe schwebte sachte davon. Getragen von der Wasseroberfläche, dem Horizont entgegen. Der Atem des Kindes ging wieder ruhig und regelmäßig.

Die Abendröte hielt Einzug.

Das Kind verließ den Felsen. Das tosende Rauschen wurde durch zartes Grillenzirpen erlöst. Die Pflanzen am Wegesrand schickten intensive Düfte in die Nase des Kindes. Es roch frisch und gut. Käfer krabbelten an den Stielen entlang. Die Hitze des Tages dampfte aus dem Boden.

Das Kind kam beim Ferienhaus an. Es setzte sich an den Tisch auf der Terrasse und wartete auf das Abendessen. Ein Lächeln umsäuselte den Mund.

# MEHR MEER IN DER STADT



*Lavina Stauber*

Meine gepunkteten Gummistiefel reichen mir bis zu den Kniekehlen. Sie kneifen etwas und ich schwitze. Es hat 36 Grad, mein Badeanzug wärmt mich und ich stehe wadentief im Wasser. Kein Wind rührt sich. Die Luft steht zwischen den Häuserzeilen. Wieder ist es Sonntag und nur die Mutigen und die Dummen haben sich aus ihren Schiffen getraut. Ich bin eine der wenigen Praktischen. Ich trage Sonnenhut.

Dresden, 2022, der Zwinger:

Zwischen den Zinnen der alten Steinmauern haben eine Gruppe Teenager eine Hängematte gespannt. Sie rauchen und sie grillen auf Alufolie: Tofu, Maiskolben am Spieß und Marshmallows auf Butterkeks mit Schokolade. Karten werden gemischt, sie lachen. Mit kleinlautem Gebell meldet sich ein Hund zu Wort. Er kläfft gegen die Musik aus der kleinen Bluetooth Box an. Keiner denkt mehr daran, sich einzucremen und die angebrannten Enden der Putenwürstchen werfen sie in die Elbe.

Sie hat Über-Höchststand. Seit drei Jahren. Und jeden Tag, so

scheint es mir, wird sie dichter und dichter. Sie frisst, verschluckt und verschlingt, wird gefüttert, von Teenagern wie diesen, die ihre Putenwürstchen in ihren schmutzigen Schlund werfen.

Bei Pegelstand 4,70m wurde die Schifffahrt eingestellt, bei Pegelstand 5,50m das Terrassenufer gesperrt. Als die Elbe dann den Pegelstand 9,40m überstieg, den damaligen Höchststand von 2002, brach Panik auch. Es regnete nicht, der Sommer 2019 war trocken und warm, und doch kletterte der Fluss die Stadtmauern hinauf und flutete die backsteingepflasterten Straßen um die Frauenkirche.

Anfangs plante man noch, die Stadt und ihre Straßen sauber zu halten. Verrostete Schilder erinnern daran. Doch die Elbe trat unbeeindruckt über die Wiesen und schwemmte in die Stadt hinein. Schmutz wurde aufgewühlt und der Inhalt der städtischen Mülleimer trieb durch den königlichen Fürstenzug. Kinder mit langen Keschern und Fischernetzen zogen durch die Gassen. Ein Anblick, den ich heute vermisse.

Als sie weiter über ihre Ufer stieg, ließ man alle Vorhaben Vorhaben sein. Die meisten zogen in den Süden oder in die überbelegten elften und zwölften Stockwerke der DDR Lückenbebauung. Ich kaufte mir ein Hausboot. Ich bin eine echte Hamburgerin und jetzt reicht die Elbe mir in der

Dresdner Altstadt eben bis an die Waden. Wieder ist es Hochsommer.

An mir schwimmt eine Familie asiatischer Take-Away Boxen vorbei. Zuerst die Menü-Boxen, dann die für gebratene Nudeln, dann die für die Frühlingsrollen und zu guter Letzt eine Mini-Box für gebackene Ananasscheiben in Honig. Zwei fette Enten versuchen dem Müll zu folgen, doch sie sind längst nicht mehr in der Lage zu fliegen, so überfüttert und fett sind sie geworden. Ratten haben es da besser.

Ich wate durch das trübe Wasser aus dem Dresdner Zwinger in Richtung der Semperoper. Ein Radfahrer müht sich neben mir ab, mit seinem verrosteten Rennrad die Wassermassen zu teilen. Ich rücke meine Sonnenbrille zurecht und sehe ihm nach. Ein Netz mit leeren Radeberger-Flaschen zieht ihm nach. Ein Flaschensammler, erkenne ich.

Dresden, 2022, Theaterplatz vor der Semperoper:

Es ist anstrengender, seit die Elbe die ganze Stadt geflutet hat. Es ist anstrengender zu gehen, anstrengender, sich in der Stadt zu bewegen, die Stadt zu verlassen. Deswegen gehen die meisten einfach nicht mehr. Sie treiben so dahin. Wie die Mutter, die ihr nacktes Kleinkind in einem umgedrehten Sonnenschirm vor sich herschiebt. Ich erinnere mich noch an

Kinderwägen.

Ich kletterte auf das Denkmal auf dem Theaterplatz. Früher habe ich das auch schon immer gemacht. Nur früher konnte ich auf die Elbeufer blicken und Herrchen und Frauchen beim Stöckchenwerfen beobachten. Jetzt ist die Elbe unter einer Schicht wadenhohem Wasser begraben, ausgelöscht aus dem Bild der Stadt.

Wenn man weiß, dass sie da ist, dann erkennt man sie an dem, was an ihrer Oberfläche treibt. Die wirklich schweren und großen Überreste der vergangenen Zeit ziehen nur dort herüber, wo das Wasser tief und die Flut stark genug ist.

Zum Beispiel das IKEA Billy-Regal, auf dem sich eine Taube eine Pause vom Fliegen in der Mittagssonne gönnt. Das Regal kann noch nicht lange in der Elbe treiben, denn für gewöhnlich stranden solche Delphine bald an den Brücken, oder dem, was brückenähnlich noch aus der Wasseroberfläche ragt. Diese Friedhöfe wachsen, Tag für Tag.

Oben auf dem Denkmal sonne ich mich. Ich glaube sogar, Möwen zu hören, die ihren Weg nach Hamburg für einen kurzen Abstecher unterbrochen haben. In der Mittagshitze fühle ich mich wohl genug, meine Gummistiefel abzustreifen und mit meinen Zehen zu wackeln. Da hat es sich doch

gelohnt, sich die Fußnägel zu lackieren, denke ich und schließe die Augen.

Musik habe ich schon länger nicht mehr aus der Oper gehört, aber ich habe eine App für die Rooftoppartys der Umgebung installiert. Seit die Polizei nur noch zu Pferd unterwegs ist, ist das Verbrechen zurückgegangen, auch wenn die Stadt dadurch noch brauner geworden ist. Denn auch die Polizeipferde äpfeln in die Elbe. Jeder äpfelt in die Elbe.

Ich öffne die Augen wieder und sehe gerade noch, wie eine Gruppe herrenloser Autos auf die Brückenfriedhöfe zugeschwemmt wird. Diese Metall-Wale sind seltener geworden. Anfangs strandeten sie fast täglich an Treppen und Uferpromenaden, aber seit gut einem Jahr hatte ich keinen mehr gesehen. Es grenzt an ein Wunder, dass die Brücken zwischen den Uferpromenaden noch immer stehen und noch immer das Treibgut auffangen. Nach drei Jahren.

Der Flaschenfischer auf seinem Rostesel hält inne und zückt sein Handy. Auch das nackte Kleinkind in dem Sonnenschirm zeigt ganz aufgeregt in die Richtung der Walfamilie. Ich putze mir meine Brille.

Wir alle sehen zu, wie sich der Wal an der Brücke verhängt, wie das Wasser spritzt, wie es knarzt und wie er als letztes

Exemplar seiner Spezies an der letzten Elbbrücke strandet.

Ob das bedrohlich ist?

Wie gesagt, ich bin Hamburgerin, denke ich und streife mir meine gepunkteten Gummistiefel wieder über die nackten Füße.

# STROM DES BEWUSSTSEINS



*Karla Other-Schäfer*

Wie es riecht, nach Salz und Fisch. Der Geruch kommt von den Algen, das denke ich, das weiß ich nicht. Die Freude trübt nur der Sand. Ich mag keinen Sand. Sand ist unangenehm. Ich weiß jetzt genau, dass diese Freude über meine Zehen die sich in den wohligh weichen Sand graben, von aller kürzester Dauer ist. Dass der Sand da nämlich bleibt. Später in meinen Socken, in meinen Schuhen und dann in meinem Bett. Man dreht und wendet sich dann nachts, es knirscht, es sandet. Egal wie oft man klopft. Egal wie oft man mit der Handfläche ruckartig über das Laken streicht, der Sand bleibt. Wird vielleicht sogar mehr? Noch mehr Sand? Durch das Fenster, das offene Fenster... Zu nah am Meer. Das klingt schon falsch, wie kann ich zu nah am Meer sein? Das kann man nicht, zu nah am Meer sein. Deswegen ist der Sand im Bett, nichts als eine Bagatelle... Das ist kein wirkliches Problem, es ist die Inkaufnahme der Welt, so wie sie wirklich ist. Eben schroff und physisch, voller Sand und Dreck und Staub. Das ist der Sand, der sich durchs ganze Leben verteilt. Am Anfang denke ich noch: „Ach, es wird den Tag geben, da habe ich alles so geplant und unter Kontrolle, da ist mein Leben sorgenlos und ohne Sand.“ Aber nein. Denn immer, wenn man einen Schritt

nach vorne geht, dann kommt neuer Sand. In Form von Rechnungen und Verpflichtungen. Sand ist ein wenig das Öl der Maschine Welt. Ohne Sand, keine Welt.

Was soll man sagen? Soll man sich beklagen? Da ist ja dann auch das Meer und wenn man ein bisschen gelernt hat, ein sich wundernder Mensch zu sein, dann ist es nicht so schwer. Dann ist es nur schön. Dann wundert und bewundert man. Immer wieder.

Hier ein Gedicht.

Das Meer es leuchtet.

Lüge.

Es ruht.

Ob das was zur Sache tut?

Kann es auch brausen,

kann es stürmen?

Wann sehe ich die Wellen türmen?

Ich habe Angst vor tiefer See,

warum auch immer.

Ah! Ich weiß,

es ist die tiefe Dunkelheit.

Das Unbekannte und das Schwarz.

Warum macht Ungewissheit Angst?

Ein evolutionäres Ding?

Ganz egal,  
ich spring.  
Vom 3 Meter Brett, vom Turm,  
von der Klippe in den Sturm.  
Wer die Angst davor verliert,  
der weiß, dass da was Neues am Entstehen.  
Dass sich da langsam was bewegt.  
Dir nass wie Wellenschaum entgegenspuckt  
und glucks,  
schon bist du frei.

# DAS MEER IN UNSEREN OHREN



*Jette Mehlberg*

Angelo stand hinter der Bar des Strandabschnitts 27 auf der italienischen Insel Ischia. Wenn er sich kopf-voran und leicht schief bückte, um unter der Theke nach Bambus-Schälchen zu kramen, schoss ihm ein dumpfer Schmerz direkt durch die Ohrmuschel gegen das Trommelfell. Ansonsten wummerte der Schmerz gleichmäßig vor sich hin, kombiniert mit einem Rauschen, das in Wellen kam und ging.

Während Angelo Holzbesteck in den Keramikbechern auf dem Tresen nachfüllte, tauchte sein Boss neben ihm auf. Er war stolz darauf, dass Strandabschnitt 27 zwar genauso aussah wie die anderen Strandabschnitte, aber als erster und einziger komplett plastikfrei war. Sogar in internationale Reisemagazine hatte er es damit geschafft. Auf den Presse-Fotos stand er selbstgefällig am Strand und sog mit visionär-verträumtem Blick übers Meer einen grünen, zähflüssigen Smoothie durch einen Strohhalm, der auch wirklich aus Stroh war. Angelo fand, das einzige, worauf sein Boss wirklich stolz sein könne, war seine beängstigend gut gelebte Doppelmoral... Vorsichtig drehte er den Kopf und ließ seinen Blick über die heutigen Gäste des plastikfreien Strandabschnitts 27

schweifen.

\*\*\*

An einem echten Scheiß-Platz an diesem hipster-lohas-gehypten-plastikfreien Strandabschnitt eingepfercht zwischen Nachbar-Strandabschnitt-Zaun (zur Hälfte aus Holz, zur Hälfte aus Plastik), Großfamilie und fast aufs Handtuch schwappendem Meer lag Violetta und kam sich verarscht vor. Akustisch verarscht: Sie konnte das Meer nicht hören. An jedem dieser Strandabschnitte in Italien wummerte Musik aus großen Boxen. Wenn man wie sie am Zaun zwischen zwei Abschnitten lag, hörte man sogar eine Mischung aus zwei Sounds, was es nicht besser machte... wobei...? Gianna Nannini und Scooter könnten einmal zusammen durch den Mixer gedreht den nächsten Sommerhit abgeben... Morgen würde Violetta über ein paar Felsen klettern, an diesen kleinen Strand, der nicht als privatisierter Strandabschnitt betrieben wurde. An dem man einfach sein Handtuch ausbreiten und den Wellen lauschen konnte. Dort war gestern eine junge Frau als aufgequollene Wasserleiche angespült worden, grotesk verheddert in zig Plastikkanister, Müllsäcke und Obstnetze. Es kursierten Fotos. Violetta schüttelte die Bilder schnell aus ihren Gedanken. Ihre Ohren verlangten dringend nach dieser einzigartigen Mischung aus Meeresrauschen und menschlichem „Wir-sind-am-Meer-in-Urlaub-Stimmengewirr“. Sie hielt Ausschau nach ihrer

Freundin Julia und fand sie strahlend flirtend mit dem Typen hinter der Bar, der Violetta irgendwie vorkam, als verzehre ihn ein innerlicher Schmerz. WummWummWumm... dröhnte der Soundtrack dieses Tages aus den Boxen des plastikfreien Strandabschnitts 27.

\*\*\*

WummWummWumm... wummerte es in Angelos Ohr. Er machte sich langsam Sorgen. Was für eine Drecksbrühe war ihm da ins Ohr geschwappt neulich, als er für den Boss einen seiner nächtlichen Aufträge erledigt hatte? Angelo gegenüber saß Julia, Giulia, blond, süß, und gab strahlend „Lezione Uno“ aus ihrem Volkshochschulkurs zum Besten. Ihre Freundin hing gelangweilt-amüsiert neben ihr im Plastikstuhl. Angelo wurde das Gefühl nicht los, dass sie das Rauschen im Innern seines Ohres hören konnte – dass sie wusste, dass mit ihm was nicht stimmte. Er musste über das reden, was ihm buchstäblich durch den Kopf schoss. Und so süßte er nicht von „Bella italia“ und säuselte nicht „Amore Bella“ in Giulias Ohr, sondern er sprach von seinen Ohrenschmerzen. Davon, wie sie ihn fast in den Wahnsinn trieben, dass er fürchte, in seinen jungen Jahren von einem ewig dauernden, ihn zermürbenden Tinnitus heimgesucht worden zu sein und davon, dass sich zu dem pochenden Hämmern seit einiger Zeit auch noch ein wellenartiges Rausch-Geräusch gesellt habe und sein Ohr nicht mehr verlassen wolle...

\*\*\*

„Wenigstens einer hört hier ein Meeresrauschen“, hatte Violetta noch mit kleinem Neid gedacht, als dieser arme Kerl, Angelo, Engel, sein Elend vor ihr und Giulia auf den Bar-Tisch gejammert hatte. Kurz danach war sie mit Giulia-Julia, die den Abend mit Angelo angeekelt und zügig beendet hatte, zum Hotel aufgebrochen. Als sie entlang der Straße über den warmen, dunklen Asphalt liefen, hörte Violetta es plötzlich. Ganz leise, ein wenig zaghaft, es lag ja auch ein Stück unter ihnen, rauschte das Meer. Sie packte Julia am Handgelenk und machte kehrt. „Lass uns nochmal schnell runter ans Meer gehen.“

\*\*\*

Der nächtliche Strand war menschenleer. Angelo hatte eigentlich heute keine Kraft mehr für einen Sonderauftrag vom Boss, aber Widerrede wäre zwecklos gewesen, und so fuhr er nach seinem missglückten Date nochmal zum plastikfreien Strandabschnitt 27 runter. Ganz kurz hatte er so ein mulmiges Gefühl, aber das hatte man ja irgendwie immer zu spät. Aus der Dunkelheit lösten sich drei Schatten: Sein Boss und seine zwei Schläger-Typen. Die hatte er nur dabei, wenn er unzufrieden war. Und heute war der Boss des plastikfreien Strandabschnitts 27 unzufrieden mit Angelo und der Arbeit seiner letzten Nachtschicht. Da hätte Angelo nämlich

eigentlich mit einem Freund und dessen Fischerboot eine ganze Menge Plastikmüll erfolgreich und weit entfernt von der Küste im Meer verschwinden lassen sollen. Aber er hatte unsauber gearbeitet, sich fast erwischen lassen, war über Bord gegangen... Und dann wurde der ganze Dreck wieder angespült, ausgerechnet an diesem kleinen schäbigen Naturstrand und öffentlichkeitswirksam verschlungen mit dieser aufgequollenen Touristin, die womöglich von den lächerlich kleinen Felsen ins Meer gestolpert war, weil sie keinen Eintritt für einen Strandabschnitt hatte bezahlen wollen. Das hatte sie jetzt von ihrem Individual-Tourismus-Getue, dachte der Boss. Und das hatte er von einem Mitarbeiter wie Angelo, der ihn tagsüber wegen Plastikvermeidung belächelte, und nachts bei der Plastikentsorgung schlampig arbeitete. „Kreise müssen sich schließen, dann nehmen wir die Dinge als Geschichten wahr“, sinnierte der Boss so bei sich, während seine Schläger Angelo festhielten und ihm eine der angespülten Plastiktüten über den Kopf zogen. Das Rauschen in Angelos Ohr schwoll an, vermischte sich mit seinen heftig rauschenden Atemversuchen und gab dann endlich ein für alle Mal Ruhe.

# INSELFREUNDSCHAFT

*Julien Hebenstreit*



Wann es mir aufgefallen ist, kann ich nicht sicher sagen. Vielleicht keimte der erste Verdacht schon auf, als ich heute Morgen aus meinem Zimmer in den leeren Hotelflur trat. Vielleicht aber auch erst, als ich unten im großen Frühstücksraum die leeren Buffettische entdeckte und dann einige Teller mit Essensresten, die die Mitarbeiter des Resorts nach ihrem Abendessen wohl vergessen hatten, abzuräumen. Aber ich weiß, dass ich spätestens dann stutzig wurde, als ich in der Lobby die leeren Lesesessel sah, mit der Zeitung von gestern auf einem kleinen Glastisch daneben. Ich näherte mich der Lesecke und sah mich um: auf einem anderen Tischchen stand ein volles Cocktailglas, der Zuckerrand hatte an einer Stelle eine Lücke. Nach einem kleinen Schluck war dieses Getränk hier sich selbst überlassen worden. Ich dachte an Lady Metternich, die Rentnerin aus Luxemburg. Nicht einmal sie saß hier und las. Hatte ich etwas versäumt? Obwohl ich allein war, wollte ich nicht laut „Hallo?“ rufen und tippte stattdessen mit der flachen Hand auf die Klingel an der Rezeption. Ihr heller Ton wanderte durch die Eingangshalle. Niemand erschien, niemand reagierte darauf. Die Stille im Hotel war so klar, dass man die Wellen hören konnte, die sich draußen, ein

paar hundert Meter weit weg, am Strand brachen.

Ich trat nach draußen, in die gleißende Sonne, und lief den kleinen Hügel, auf dem das Resort stand, zur Strandpromenade hinab. In der Urlaubssaison verkauften sie hier Churros und glasierte Früchte, aber ich hoffte insgeheim, auf einen anderen Hotelgast zu treffen. Die Promenade war voller Autos. Sie standen in einer bewegungslosen Kolonne, eines vor dem anderen, wie im Stau, doch mit ausreichend Abstand zueinander. Ich fragte mich beim Näherkommen, warum sie nicht losfuhren. Warum niemand hupte, warum die Motoren ausgeschaltet waren. Das Rauschen der Wellen lag über der ganzen Szenerie. Ich trat an eins der stehenden Fahrzeuge heran und zog meine Hand weg, als sie das aufgeheizte Metall der Tür streifte. Ich warf einen Blick ins Innere. Alle Sitze waren leer. Bei den übrigen Autos verhielt es sich nicht anders. Und in allen steckte der Schlüssel. Ich sah mich nach anderen Menschen um. Nach Polizisten, nach Touristen. Niemand kam vorbei. Ich griff kurz entschlossen nach einer Türklinke und zog daran. Sie ließ sich nicht öffnen. Bei keinem Auto. Sie waren alle abgesperrt.

Ich lief den Strand ab und traf dabei nur auf die geschlossenen Holzhütten der Essensstände. Der Strand war leer. Ein leichter Wind schob den Sand vor sich her. Der schmale Strand ging direkt über in die unendliche, silber und blau schimmernde

Wasserwüste des Indischen Ozeans. Ich richtete den Blick in die Ferne, auf der Suche nach einer Erklärung.

Die Ruhe um mich herum war nicht angespannt, sondern fühlte sich absolut friedlich an. Ich glaube, das war der Grund, warum ich nicht an einen Bombenalarm oder eine Evakuierung dachte, bei der ich vielleicht vergessen worden war. In der Nacht hatte ich wegen der Hitze wachgelegen und durch meine Fotos auf dem Handy gescrollt, doch draußen war alles ruhig und dunkel gewesen. Keine Rettungshubschrauber kreisten über der Insel, niemand hatte an meine Tür geklopft.

Ich zog mein Handy hervor. Das WLAN des Hotels reichte bis hier her, ich hatte Empfang, doch im Internet gab es keine Nachrichten. Alle Seiten, die ich besuchte, waren gestern Abend zum letzten Mal aktualisiert worden. Es war kurz nach elf. Ich überlegte und beschloss einfach auf die Fähre zu warten, die mich aufs Festland bringen würde.

Die Fähre kam nicht. Sie kam auch nicht in der nächsten Stunde. Ich suchte im Internet nach der Nummer der Angestellten und wartete bis zur Mailbox. Ich versuchte es erneut. Niemand ging ran.

Mit langsamen Schritten überquerte ich den Strand, kniete mich ins Wasser und wusch mir das Gesicht. Ich sah mich am Strand um, er war menschenleer. „IST DA JEMAND?!“, schrie

ich nun aus Leibeskräften. Der Wind wehte mir stumm Sandkörner gegen die Füße.

Ich beschloss, auf die andere Seite der Insel zu schwimmen, zog mich aus und sprang mit den Händen voran in die nächste Welle.

Die Strömung zog mich aufs offene Meer hinaus. Ich ließ mich ein Stückchen von ihr treiben und tauchte dann unter ins lauwarmer Wasser, das immer kühler wurde. Was war denn hier passiert? Als ich auftauchte und mir das Salz aus den Augen gewischt hatte, konnte ich sehen, wie weit ich geschwommen war. Die Insel erstreckte sich in ihrer vollen Breite vor mir. Die Palmen standen reglos am Strand, wie stille Beobachter. Und da sah ich etwas Orangefarbenes auf dem Wasser schaukeln, vor der Westseite der Insel. Ich kniff die Augen zusammen. Es war ein Boot. Ein orangenes Schlauchboot. Ich erkannte eine Person im Boot, die im Stehen angestrengt paddelte. «Heeey!», brüllte ich. Sie konnte mich nicht verstehen.

Ich begann zu kraulen und pflügte durchs Wasser, auf das Boot zu. Irgendwann bemerkte mich die Person und steuerte unsicher auf mich zu. Es war ein Teenager, ein paar Jahre jünger als ich. Ich konnte sein Gesicht jetzt deutlich erkennen, ganz genau wie bei mir prangte ein Muttermal neben seiner

Nase. Er trug eine Jeansshorts und ein Abi- Shirt: Kohlr-Abi, Wir machen uns vom Acker, mit allen Namen seines Jahrgangs auf dem Rücken. Er ließ mich an Bord.

„Weißt du, was hier los ist?“, fragte ich ihn japsend, nachdem ich an Bord geklettert war und er mich mit einem kurzen Blick gemustert hatte. „Keine Ahnung. Alle sind weg.“ Ich schüttelte den Kopf. Der Junge sah nach vorne und wiederholte im selben Tonfall: „Keine Ahnung, meine Leute sind weg.“ Das Boot schaukelte. Es war nicht ganz aufgepumpt und bei jeder vierten oder fünften Welle schwappte eine Ladung Wasser an Bord. "Ist das das einzige Boot, das du gefunden hast?" – Der Junge nickte. „Lag am Strand. Ich hab die Schlüssel zum Bootshaus nicht gefunden.“

In den folgenden fünf Minuten wechselten wir kein weiteres Wort. Der Junge paddelte weiter, bis ich bemerkte, dass wir sanken. Das Wasser floss in immer kürzeren Abständen über Bord und bedeckte schon unsere Füße.

„Wir sind zu schwer“, bemerkte ich. Der Junge sah zu Boden, legte schnell das Paddel nieder und machte sich daran, das Wasser mit seinen Händen aus dem Boot zu schöpfen. Er sah mich vorwurfsvoll an: Hilf mir doch! Ich wusste aber, dass wir nichts daran ausrichten konnten, solange wir zu zweit im Boot saßen. „Einer von uns muss hierbleiben, sonst gehen wir

beiden unter.“

Niemand von uns wollte von Bord gehen. Wir kannten uns nicht, wir vertrauten uns nicht. Niemand von uns wusste, ob am anderen Ufer Hilfe wartete, oder ob auch dort alle verschwunden waren. Und ob wir den anderen jemals wieder sehen würden.

Erst stritten wir, dann kämpften wir, während das Boot immer weiter sank. Ich stieß den Jungen ins Wasser und das Boot trieb wieder hoch. Ich griff nach dem Paddel, doch der Junge rüttelte am Schlauchboot und schaffte es, es umzukippen. Ich zog ihn unter Wasser. Er trat mich. Wir kämpften um das Boot und bemerkten nicht einmal, wie die Strömung es währenddessen auf den offenen Ozean hinaustrieb. Zurück am Strand des Resorts lagen wir erschöpft nebeneinander am Ufer. Meine Arme brannten. Die Gischt umspielte unsere Füße. Dann erhob sich der Junge, nannte mich ein Arschloch und ging den Strand hinab, ohne sich einmal umzudrehen.

Etwas später war ich wieder im Hotel. Dort nahm ich mir eine Flasche Bier aus der Kühlkammer neben der menschenleeren Küche mit aufs Zimmer und stellte den Fernseher auf einen Nachrichtenkanal. Doch alles, was ich empfing, war ein Testsignal. Ich nahm einen Schluck Bier. Durch mein Fenster

konnte ich sehen, wie der Junge unten am Strand ein Feuer machte und einen Palmwedel in die Flammen hielt. Er ließ ihn durch die Luft sausen wie eine gigantische Warnkelle.

Es war mittlerweile etwas dunkler geworden. Als er mich näher kommen sah, zog er den Palmwedel noch heftiger durch die Luft. „Lass mich in Ruhe!“ Ich blieb stehen. „Da ist keiner mit dem Schiff unterwegs“, sagte ich. „Sie sind alle verschwunden. Sogar die Nachrichtensprecher. Wir sind die beiden einzigen.“ Wortlos wedelte er weiter mit dem Palmwedel, bis er ihn schließlich in den Sand steckte wie eine Fackel und sich daneben setzte. Ich kam langsam näher.

„Hau ab“, zischte er. Ich setzte mich in einiger Entfernung von ihm hin. „Hast du Angst?“, fragte ich ihn. Er antwortete nicht, sondern entgegnete: „Hast du Angst?“ Ich überlegte. „Ja.“, sagte ich wahrheitsgemäß. „Wir tun alles dafür, dass uns jemand sieht“, sagte der Junge. „Das ist ein guter Anfang.“ Er sah in den Himmel. Über unseren Köpfen fuhr der Wind durch die Palmblätter. Sie schaukelten hin und her. „Sie tanzen im Dunkeln“, murmelte er etwas abwesend. „Pff“, sagte ich. Ich wollte erst, dass es spöttisch klang, doch dafür wurde es zu leise. In Wahrheit war ich nämlich neidisch auf den Jungen, der, wo ich schutzlose Blätter sah, auf die der Wind eindrosch, etwas Schönes erkannt hatte. „Ich heiß’ Stefan“, sagte ich. Er warf mir einen kurzen Blick zu und sah dann wieder in die

Flammen. „Hm. Ich auch.“ Er stand auf und zog den Palmwedel aus dem Sand. „Lass uns morgen nach den Schlüsseln fürs Bootshaus suchen. Ich hol uns mal Abendessen“, sagte ich und machte mich auf den Weg ins Hotel.



